

Die Gendertheorie und die christliche Berufung zur Barmherzigkeit

Kurt Appel – italienische Version „La teoria „gender“ e la vocazione cristiana per la misericordia im Osservatore Romano (7.3.2016) erschienen

Die Diskussion um Gendertheorien ist ein Ausdruck der gegenwärtigen Identitätskrise, die mittlerweile sogar in das geschlechtliche Selbstverständnis des Menschen reicht. Hintergrund dieser Krise ist die Revolution unserer „symbolischen Ordnungen“, d.h. unserer Werte-, Glaubens-, Handlungs- und Empfindungswelten, die eng an die patriarchale Ordnung von homogen strukturierten ruralen Gesellschaften gebunden waren.

Die gegenwärtige Welt ist dagegen geprägt durch zunehmende Urbanisierung, Migration, plurale Lebensformen und sich ständig transformierende Arbeitswelten. Die durch diesen Wandel aufgedrängte Identitätssuche wird noch dadurch verschärft, dass in der westlichen Konsumwelt der Suche nach ständig neuen „Marken“, die an die Stelle der traditionellen Zugehörigkeiten treten, entscheidende Bedeutung zukommt. Letztlich besteht der moderne Imperativ darin, eine eigene Marke zu bilden und diese an die wechselnden Erfordernisse unserer Konsum- und Medienwelt anzupassen. Inhaltliche Auseinandersetzungen um die Identität eines Individuums oder einer Gruppe verlagern sich in Richtung Suche nach der „richtigen“, d.h. momentane Zugehörigkeit verheißenden Marke. Sexuelle Orientierung, familiäre Werte, religiöse Bindung und selbst der eigene Körper unterliegen dieser Dynamik der identitätsstiftenden Selbstvermarktung.

Ihren jüngsten Kampfplatz hat dieser Kampf um die Identität in der Auseinandersetzung um die Gender-Ideologie gefunden: Sowohl von traditionalistischer als auch von liberaler Seite geht es dabei weniger um die Frage nach dem Inhalt aufzubauender menschlicher Beziehungen, sondern vielmehr darum, durch geeignete Schlagworte den medialen Diskurs zu bestimmen und dadurch der eigenen Marke „Verkaufsvorteile“ zu verschaffen. Die Frage der Identität ist damit nicht nur zu einer Frage der kulturellen Vorherrschaft geworden, sondern auch zu einer Frage der abstrakten Selbstbehauptung.

Das Revolutionäre an Papst Franziskus besteht darin, dass er aus dieser Logik ausbricht, indem er die Suche nach der Identität an die Frage nach der dahinter stehenden Verletzbarkeit rückbindet. Dem liegt die Einsicht zugrunde, dass hinter unseren identitätsstiftenden Handlungen und Selbstvergewisserungen Erfahrungen von Verletzbarkeit und Sterblichkeit liegen, die das Subjekt vor sich und den Anderen verbergen will. „Ich“ bin sterblich, aber die identitätsstiftende Idee, die Zugehörigkeit zur Welt verheißt, scheinbar nicht. Umso aggressiver daher auch die Reaktion, wenn diese Ideen in Frage gestellt werden, denn darin wird deutlich, dass auch menschliche Ideen nicht ewig fortbestehen. Die christliche Identität dagegen besteht für den Papst darin, in Nachfolge Jesu mit dem Anderen Verletzbarkeit und Sterblichkeit zu teilen. Aus dieser Haltung heraus wird die eigene Verletzbarkeit nicht verdrängt, sondern geöffnet auf eine universale Solidarität verwundbaren und sterblichen Lebens. In dieser Barmherzigkeit liegt die alle anderen Identitäten relativierende Berufung der Christen, was dadurch besiegelt ist, dass der Name Gottes Barmherzigkeit ist (Ex 34,6), die in Jesu Leben, Kreuz und Auferstehung ihre paradigmatische Auslegung erfahren hat. Vor diesem

Hintergrund ist auch der Satz des Paulus zu verstehen, dass es nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau in Christus gibt.

Dass die Identität einer Gruppe von Menschen nicht in deren nationaler und sozialer Zugehörigkeit liegt, war revolutionär in der antiken Welt. Auch wenn dies bis heute nicht selbstverständlich ist, was sich in immer wieder neu aufbrechenden Nationalismen zeigt oder auch der Tatsache, dass soziale und wirtschaftliche Segregation noch immer unsere Welt dominieren, so gibt es doch ein lebendiges Bewusstsein davon, dass die Kirche als Körper Christi solche Zugehörigkeiten transzendieren muss. Ungleich schwieriger stellte sich dagegen von Anfang an die Frage nach der geschlechtlichen Identität, da diese in das Zentrum unseres körperlichen Empfindens reicht. Bereits Paulus sah sich gezwungen, Tendenzen zu begegnen, die im Anschluss an die neu eröffnete Freiheit von bisherigen Identitäten den Unterschied der Geschlechter zu nivellieren suchten. Die Polemik von Paulus gegenüber dem nichtverhüllten Haupt der Frau (1 Kor 11,5) erklärt sich wahrscheinlich vor dem Hintergrund, dass sich Frauen die Haare schnitten, um wie Männer zu sein. Man missverstand darin die Aufhebung der geschlechtlichen Identität als Aufforderung zur geschlechtlichen Nivellierung.

In der in Gen 1,1-2,4a zum Ausdruck kommenden Schöpfungsvision ist davon die Rede, dass Gott den Menschen als sein Abbild, männlich und weiblich schuf (Gen 1,27). Der Mensch ist also nicht als Mann oder als Frau Abbild Gottes, sondern in der geschlechtlichen Differenz. Dadurch ist in der Schöpfungsordnung eine grundlegende Alterität des Menschen begründet, der sich nicht selbst im Anderen widerspiegeln soll, sondern nur in der Anerkennung dieser Differenz seiner Berufung, Abbild Gottes zu sein, gerecht wird. Deshalb polemisiert Paulus in Röm 1,18-31 scharf gegen alle Verhaltensweisen, die seiner Meinung nach narzistische Nivellierungen der den Menschen konstituierenden Differenz bedeuten. Vor diesem Hintergrund ist auch die massive Kritik der Kirche gegenüber Positionen zu verstehen, in denen die Geschlechterdifferenz nivelliert wird.

Allerdings beinhaltet die Frage der Geschlechtlichkeit des Menschen, christlich gesehen, eine weitere Dimension, die Jesus selbst in einer meist missverstandenen Aussage zum Ausdruck bringt. In Mt 19,12 spricht Jesus davon, dass sich manche Menschen um des Himmelsreiches willen zu Eunuchen gemacht haben. In dieser Stelle geht es nicht um eine Beseitigung des sexuellen Begehrens, vielmehr wird durch das Eunuchentum ein „drittes Geschlecht“ neben Mann und Frau evoziert. Der Eunuch war sozialer Außenseiter, körperlich versehrt und sogar ohne geschlechtliche Zugehörigkeit, was bedeutete, dass er selbst im seltenen Falle sozialen Aufstiegs auch von den Geringsten verachtet wurde. Dagegen gibt es im Himmelsreich, dem Ort der Barmherzigkeit Gottes, eine Solidarität mit denen, die keinerlei Identität erwerben können, nicht einmal eine geschlechtliche. Dieses Mitempfinden reicht bis ins Innerste der Existenz hinein. Zeichenhaft verwirklicht wurde dies durch die Idee der zölibatären Lebensform, die der geschlechtlichen Identität eine neue Dimension verleiht (vgl. auch Mk 12,25), indem sie zwar nicht ausgelöscht, aber ganz in den Dienst des Himmelsreiches gestellt wird.

Was bedeutet dies für eine christliche Gender-Diskussion? Der Mensch ist in der Differenz von „männlich“ und „weiblich“ geschaffen und wenngleich diese Differenz – d.h. die Frage, was „männlich“ und „weiblich“ bedeutet – im Laufe der Geschichte inhaltlich ständigen Veränderungen unterliegt, darf sie doch nicht einfach nivelliert werden. Zu betonen ist aber auch, dass die geschlechtliche Identität trotz ihrer fundamentalen Bedeutung nicht die letzte Identität des Menschen zum Ausdruck bringt. Diese liegt vielmehr in der alle Identitäten sprengenden

Barmherzigkeit Jesu, die ihren Ort im solidarischen Mitsein bei denen findet, die aus allen Zugehörigkeiten herausgefallen sind.

Die Frage „Gender“ sollte daher nicht als kultureller Kampfplatz für Identitäten dienen, vielmehr könnte sie den Blick freigeben für die tiefe Wahrheit jener jesuanischen Lebensform, die Papst Franziskus für unsere Epoche neu zu entdecken hilft.